

(Nachdruck verboten.)

29]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

17. Kapitel.

„Frau Witte,“ sagte der Eingetretene kaum hörbar. Da wandelte sich der befremdende Ausdruck ihres Gesichts zu freudigem Erkennen: „Frisel, mein Kind!“

Der junge Mann empfing die ihm Entgegenstürzende in seinen Armen.

„Meine liebe, liebe Mutter!“

Ihr Kopf ruhte einen Augenblick an seiner Brust. Dann schlug sie die noch immer schönen Augen zu ihm auf und ihn liebevoll betrachtend, suchte sie sich Zug für Zug aus dem männlichen Antlitz ihren alten Frisel zusammen.

Er trug einen Bart, der veränderte ihn, in vier Jahren hatte er Zeit gehabt zu wachsen, aber die Augen, die guten treuen Augen waren dieselben, sie blickten mit derselben Innigkeit, die sie an ihnen gewohnt war, und wie er jetzt lächelte, erhielt sein ernster Mund jenen jugendfrischen Zug, der ihr sympathisch war.

„Mich so zu überraschen, kein Wort hat er mir geschrieben, böser Bub, hattest mich wohl schon ganz vergessen?“

„Das glauben Sie doch selbst nicht. Ich kann Ihnen ja gar nicht sagen, wie ich mich auf diesen Moment gefreut habe, wie ich —“ Er stockte und fügte dann ruhiger hinzu: „Ich bin schon einige Mal hier gewesen und wieder fortgegangen, ich wollte Sie allein treffen. — Heute sah ich die Ihrigen fortgehen und da —“

„Bist Du noch immer so kindisch?“

„Das bin ich. Sie müssen Geduld mit mir haben.“

Als er ihre Hand ergreifen wollte, zog sie sie rasch zurück und sagte lächelnd:

„Ich habe in der Kohlenkiste herumhantiert, meine Hände sind schwarz, ich muß sie erst waschen; geh nur hinein, ich komme gleich nach.“

Er gehorchte.

Als sie nach einer Weile ins Zimmer trat, stand er am Fenster und wendete ihr den Rücken zu.

„So, mein lieber Fris, jetzt gib mir die Hand,“ sagte sie herzlich, „Du bleibst bei mir, Du sollst mir erzählen —“

Langsam drehte er sich zu ihr um, in seinen Augen glänzte es feucht — er zerdrückte die Thränen.

„Ja, wir wollen uns alles sagen, Mutti — nichts vor einander verhehlen, nicht wahr?“

Er nahm ihre Hand in die seine, die war hart und schwielig, wie ehemals, aber ihr Druck war sanft, von ängstlicher Behutsamkeit.

Sie warf einen raschen Blick nach dem Tisch. Dort, just neben der Lampe, lag der Zettel des Kohlenhändlers. Sie nahm ihn an sich. Seine Augen sahen nach einer andern Richtung.

Die kostbaren Teppiche, die Vasen und sonstigen Luxusartikel, die ihm einst imponierten, die er bewundert hatte, waren verschwunden. Nur der geliebte Bücherkasten stand noch am alten Fleck und links und rechts davon die Bilder des Großvaters in goldenen Rahmen.

„Sey Dich, Fris,“ sagte Elise und nahm selbst im Lehnstuhl Platz.

Er hatte sich dem Ofen genähert und legte die Hand über die Kacheln, als wolle er sich daran erwärmen.

„O, der Ofen ist kalt,“ bemerkte er ruhig. „Das Feuer ist ausgegangen, darf ich einheizen?“

„Wenn Du damit ein Feuer zustande bringst? —“ sie deutete auf den leeren Eimer, den sie hereingebracht.

„Nein, das treffe ich nicht; mit so dürftigem Material giebt sich ein Schloffer nicht ab,“ scherzte er, „ich muß ordentlich einfeuern können. — Wenn Sie erlauben, Frau Witte, ich bin gleich wieder da.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, rannte er hinaus.

Sie seufzte. Er hatte den Zettel gelesen, er wußte, wie es um sie stand.

Unglaublich rasch war Fris wieder zurück, gefolgt von dem Kohlenträger, der seine Last in der Küche ablad und sich entfernte.

Bald brannte ein starkes Feuer im Ofen, dessen Glut den Boden weithin erleuchtete.

Er hatte den Stuhl nahe zu dem ihrigen gezogen und fragte zärtlich, wie es gehe.

„Zimmer im alten,“ meinte sie ausweichend. Da sei nicht viel zu berichten. Sie wollte von ihm hören, er sollte ihr von Berlin erzählen, wo er das letzte Jahr in Arbeit gestanden, sie wollte wissen, was er dort gesehen, was er verdient hatte, und welches seine jetzigen Aussichten und Pläne seien.

Er hielt nicht zurück, offen und schlicht sprach er mit ihr, wie ein erwachsener Sohn zu der Mutter spricht, die seine Vertraute geworden war.

Draußen brauste es stärker gegen das Haus. Der Wind rüttelte an den schlecht schließenden Fenstern und warf von Zeit zu Zeit grobkörnigen Schnee gegen die Scheiben.

In der Stube aber war es allmählich warm und behaglich geworden.

Alle Geräusche des Hauses waren verstummt, man hörte nur seine Stimme, sie klang voll und sonor.

Auf die Verwendung eines Freundes hatte er eine Stelle als Monteur in der Maschinenfabrik von Paul Brandt erhalten und als sie erstaunt fragte, wie es denn möglich sei, daß er es in so kurzer Zeit so weit gebracht, nachdem er doch keine regelmäßigen Studien gemacht, meinte er achselzuckend:

„Das kommt bei manchem von selbst. Man arbeitet doch immer mit den Maschinen, da lernt man ihre Konstruktion genau kennen, und endlich kann man sie zusammenstellen, besser als irgend einer. Er hoffe seinem Posten gewachsen zu sein.“

„Und Du bleibst nun hier?“

„Er nickte ihr lächelnd zu: „Mich hält hier so viel, nicht zum mindesten der Kampf. Wir haben nun auch in Oesterreich Arbeit bekommen. Ich komme gerade zurecht, um mitzutun.“

„Was ist das für eine Arbeit?“

„Wahlarbeit, Mutti. Es handelt sich um ein Großes, das uns so nahe geht, dessen Gelingen so sehr in unserm Interesse liegt, daß wir eigentlich gar nichts andres wollen und denken sollten, als wie wir's vollbringen.“

Erstaunt blickte sie in sein Gesicht, das sich eigentümlich belebte; aus seinen Augen brach eine Flamme, die klarer als seine Worte beriet, was seine Seele erfüllte.

Der große Kampf, den die österreichische Arbeiterschaft zur Erringung des Wahlrechts Jahre hindurch mutig geführt hatte, war zu ihren Gunsten entschieden worden.

Nach langem Zaudern hatte die Regierung ganz plötzlich das Gesetz herausgebracht. Ein allgemeine Wählerklasse, eine fünfte Kurie war eingeführt, schon waren die Wahlen ausgeschrieben, über Hals und Kopf sollten sie durchgeführt werden.

Es war das Ereignis des Tages, sie wußte kaum etwas davon.

„Wir haben es nun, jetzt wird's vorwärts gehen!“ rief er in fröhlicher Zuversicht. „Es ist zwar ein miserables, ganz verhunztes Wahlrecht, was sie uns da gegeben, ein wahrer Hohn ist diese fünfte Kurie, aber wir sind doch froh, daß wir sie haben. Die Arbeiter werden nun zum ersten Mal zur Urne gehen, wir werden eine Anzahl Vertreter ins Parlament bringen, aber vorher heißt's arbeiten. Die Regierung hat uns überrumpelt. Man will uns keine Zeit lassen, die Wahlen vorzubereiten, reinfallen sollten wir, aber das wird nicht geschehen, den Gefallen werden wir ihnen nicht erweisen.“

„Willst Du mitstimmen?“ fragte Elise.

„Ob ich will? Natürlich möchte ich, aber ich darf nicht.“

„Darfst nicht?“

„Ist das nicht sonderbar bei einer allgemeinen Wählerklasse? Ist bin Oesterreicher, bin 24 Jahre alt und doch nicht wahlberechtigt.“

„Du hast doch nichts begangen?“

Er lachte.

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Crottewitz.

„Nein, Mutti, ich bin kein Verbrecher und blödsinnig bin ich auch noch nicht. Aber das Gesetz verlangt, daß jeder Wähler mindestens sechs Monate ununterbrochen in einer österreicherischen Gemeinde seßhaft gewesen sein muß, das ist schlau gemacht. Grade die Ledigen, die Unabhängigen, die sich in der Welt umgesehen haben, die Masse junger Arbeiter, die nicht an der Scholle kleben, sind damit ausgeschlossen; aber egal, wenn ich auch nicht mitkümme, kann ich doch mitarbeiten. Jeder Genosse, der mitthut, ist hoch willkommen. Sehen Sie, die Wählererei ist den Oesterreichern neu, das muß erst gelernt werden. Und was da nicht alles zu beobachten ist! das Gesetz ist nicht leicht verständlich, aber dafür sehr umständlich und konfus. Es giebt viele, die sich darin nicht auskennen, die es absolut nicht kapieren können, denen muß man alles haarklein explicieren, denn bei dem geringsten Verstoß ist die Wahl ungültig. Die Kommissäre lauern darauf — die Regierung baut auf die Unbeholfenheit der Wähler, da heißt's also aufpassen!“

Wir haben nun täglich Versammlungen in allen Bezirken, die Führer arbeiten unermüdetlich — die Genossen sind voll Eifer, voll Hingebung, jeder von uns thut was er kann. Wenn wir nicht wenigstens zehn Kandidaten durchbringen, laß ich mich hängen!“

Er war während seines eifrigen Sprechens aufgestanden und ging in der Stube hin und her.

Seine Augen blühten in Kampfeslust.

Sie hatte die ihrigen nicht von ihm abgewendet.

Sie verstand nichts von dem was er vertrat, sie wußte nicht, ob er recht habe, aber im Herzen stellte sie sich auf seine Seite, in stolzem Muttergefühl. So hatte sie sich den Sohn gewünscht, so war er geworden, thatkräftig und unerschrocken.

Er hatte einen Blick auf die Uhr geworfen.

„Jetzt werden die Fräulein wohl nicht mehr lang ausbleiben?“ fragte er vorsichtig.

„Keine Angst,“ sagte sie, belustigt, weil sie ihren Gelden auf einer Feigheit ertappte, „die kommen nicht sobald, sie sind mit dem Vater ins Theater gegangen.“

„Ins Theater?“ Er zog die Brauen in die Höhe, sichtlich betroffen.

Sie erzählte ihm unbefangen von Lini's erstem Auftreten, und wie sehr es die Mädchen interessiert. Lini hätte ihnen eine Loge geschickt, sie freuten sich wie die Kinder.

In ihre Wangen war, weil sie lebhafter sprach, eine kongestive Röte gestiegen; als er ihr näher trat, bemerkte er, daß ein Schauer sie schüttelte.

„Mein Gott, Sie frieren noch immer. . . . Und es ist doch so warm hier —“ Er eilte an das Bett, um eine Decke zu holen.

Lichte Seidenbänder, Schleifchen, gefäلتeter Lüll und sonst noch allerlei Kram waren darüber ausgebreitet.

Mit einer Hand faßte er den Plunder zusammen und warf ihn, eben nicht sanft, beiseite. Sie bemerkte es.

Er brachte die wollene Decke und beugte sich auf einem Knie zu ihr nieder, um sie völlig darcin zu hüllen, aber seine sorglichen Hände begegneten keinem Körper. Ein Schemen, ein Nichts sahien diese Hülle zu bergen. Ein ungeheures Mitleid erfaßte ihn. Einen Augenblick beugte er den Kopf tiefer herab, um seine Bewegung zu verbergen.

Sie strich mit den hageren Händen zärtlich über sein Haar.

„Ach danke Dir, Fritz.“

Er erhob sich und setzte sich wieder neben sie.

„Du weißt, wie es um mich steht,“ sagte sie leise und auf seine abwehrende Geberde: „laß mich mit Dir davon reden, es thut mir wohl — vor Mann und Kindern muß ich's verbergen. . . die haben so gar keine Ahnung —“

„Nein, die sehen nichts, die denken an nichts,“ hätte er aufschreien mögen in seinem brennenden Schmerzgefühl, aber er schwieg und klemmte nur den Schnurrbart zwischen die Zähne. In seinen Augen lag die Empörung.

Elise fuhr fort: „Das kommt davon, weil sie immer um mich sind und seit Jahren gewohnt, die Mutter leiden zu sehen. . . . Daß sie sterben könnten, kommt ihnen nicht in den Sinn.“

So dürfe sie nicht reden, verwies er. Sie werde wieder ganz gesund werden, sie sei noch jung, aber geschont müsse sie werden. „Ihre Kinder aber —“

(Fortsetzung folgt.)

Wenn bei uns der Sommer beginnt, dann hat die Sonne gerade ihre größte Mittagshöhe überschritten. Die Tage werden von nun an kürzer, die Beleuchtung schwächer. Daß trotz dieser geringen Sonnenbestrahlung die Temperatur im Sommer durchschnittlich viel höher ist, als im Frühjahr, beruht bekanntlich darauf, daß der Erdboden die Wärme in sich aufspeichert und diese aufgehäufte Wärme bringt im Verein mit der Sonnenbestrahlung eine weit höhere Lufttemperatur hervor, als im Frühjahr die stärkere Beleuchtung bei noch kühlem Boden erzeugt. Immerhin kann man vermuten, daß der schwächer werdende Lichtgenuß sich in der Pflanzenwelt, die doch so sehr auf Beleuchtung angewiesen ist, bemerkbar machen muß. Unsrre Bäume, die sehr lichtbedürftig sind, schließen ihren Jahrestrieb fast allgemein um Johanni ab. Es ist sehr wohl möglich, daß die Einstellung des Jahrestriebes eine Folge der sich vermindern den Beleuchtung ist. Man kann zu dieser Annahme geführt werden durch eine Unerfudung, die in der That den Einfluß der Lichtverringerung auf unsre Bäume feststellt.

Julius Wiesner hat kürzlich in einer Abhandlung in den „Berichten der deutschen botanischen Gesellschaft“ über eine Erscheinung gesprochen, die er als Sommerlaubfall bezeichnet. Zu Beginn des Sommers nämlich, um den 21. Juni, verlieren unsre Bäume regelmäßig Tag für Tag einige Blätter. Dieser Laubfall ist aber nicht mit dem zu verwechseln, der mitunter bei großer Hitze und Trockenheit eintritt und den Wiesner Hitzelaubfall nennt. Der letztere erscheint oft ganz plötzlich und er raubt den Bäumen bisweilen auf einmal sehr viel Blätter. Außerdem fallen bei großer Trockenheit gerade die Blätter ab, welche an der Oberseite der Krone sich befinden und der Sonnenbestrahlung am meisten ausgesetzt sind. Die Sonnenhitze verleitet diese Blätter zu übermäßiger Wasserverdunstung, so werden sie welk und lösen sich ab. Dagegen sind es beim Sommerlaubfall die innersten, dem Sonnenlicht am meisten entzogenen Blätter der Krone, welche vom Baume herunterfallen. Hier ist es gerade der Mangel an Beleuchtung, der das Laub nötigt, seine assimilierende Thätigkeit einzustellen und damit nutzlos und kraftlos zu werden. Manche Blätter können ja auch bei schwacher Beleuchtung noch den Gasaustausch mit der Luft vermitteln, aber je empfindlicher das Laub gegen Verdunkelung ist, um so früher stirbt es ab. Die Blätter unsrer Bäume sind nun im allgemeinen sehr lichtbedürftig. Darum zeigt sich bei ihnen der Sommerlaubfall sofort, wenn die Sonne ihre größte Mittagshöhe überschritten hat. Das Abfallen der Blätter zieht sich über den ganzen Herbst hin, ja bis in den Herbst hinein, um dann plötzlich in den großen Herbstlaubfall überzugehen.

Der Forscher konnte den Sommerlaubfall an vielen bei uns einheimischen oder angepflanzten Bäumen konstatieren. An zwei Exemplaren, einer Kofkastanie und einem Silberhorn, zählte er genau die Blätter, welche die Bäume bis zum Herbstlaubfall verloren. Es ging kein einziger Tag vorüber, an dem nicht Blätter von den beiden Bäumen abgefallen wären. Der Blattfall begann bei der Kofkastanie am 24. Juni, bei dem Silberhorn am 29. Juni. Es waren eine recht große Anzahl von Blättern, die infolge des Sommerlaubfalles sich lösteten. Beim Horn betrug der Verlust 10, bei der Kofkastanie sogar 30 Proz. des ganzen Laubes. Wenn uns daher mancher Baum schon im September bei weitem nicht mehr den vollen, üppigen Eindruck macht wie im Juni, so dürfte dies zum großen Teile auf der Wirkung des Sommerlaubfalles beruhen. Manche Bäume sind jedoch sehr unempfindlich gegen die Verminderung der Beleuchtung. Beim Lorbeer zum Beispiel fallen im Sommer gar keine Blätter ab. Dagegen verliert er, wie andre immergrüne Bäume, sehr viel Laub in der Zeit, wo er neu ausschlägt und seine Triebe entwidelt. Einen sehr geringen Laubfall zeigen auch Bäume wie die Birke und die Lärche, die infolge ihrer luftigen Blattstellung dem Lichte überall Zugang gewähren. So lichtbedürftig diese beiden Bäume sind, so kommen sie doch in normaler Lage nicht dazu, ihre Blätter wegen Mangels an Beleuchtung zu verlieren.

Das Licht liefert den Pflanzen die Energie, damit sie von der Kohlenäure der Luft in den Chlorophyllzellen den Kohlenstoff abspalten und damit einen sehr wichtigen Nährstoff zum Aufbau der Stärke, des Zuckers und anderer wichtiger Pflanzenstoffe gewinnen können. Bei dieser Abspaltung (Assimilation) wird Sauerstoff frei, der aus den Spaltöffnungen des Blattes in die Luft zurückkehrt. Da nun der Mensch gerade Sauerstoff bei seiner Atmung verbraucht, so wird er recht mitten in der grünen Natur sich am wohlsten fühlen, während im Zimmer, in großen Städten, oft ein Mangel an Sauerstoff eintritt. Die Verschlechterung des Blutes, die Schädlichkeit des Sauerstoffmangels ist eine bekannte Thatsache. Dagegen ist niemand jemals auf den Gedanken gekommen, daß die Pflanzen ihrerseits einmal an Mangel an Kohlenäure leiden könnten? Und doch scheint es nach Versuchen, über die E. Demoussy jüngst in den „Comptes rendus“ berichtet, daß unsre gesamte Pflanzenwelt weit besser gedeihen würde, wenn die Luft reicher an Kohlenäure wäre. Der französische Forscher hatte schon im vergangenen Jahre mitgeteilt, daß die Pflanzen einen Ueberschuß an Kohlenäure gut für sich auszunützen verstehen und in kohlenäurereicher Luft eine erheblich größere Stoffmasse entwiceln als in gewöhnlicher Luft. Jetzt führt Demoussy das reichliche Wachstum der Gewächse in Mistbeeten auch darauf zurück, daß sie hier in einem Erdboden stehen, aus dem ein reichlicher Vorrat von Kohlenstoff ausgeschieden wird. Natürlich trägt hier

auch die Wärme einen großen Reiz zu dem raschen üppigen Wachstum bei. Um zu sehen, wie weit die Mistbeetluft an und für sich das Gedeihen der Pflanzen begünstigt, kultivierte der Forscher Pflanzen in Töpfen, die mit Sand gefüllt und mit einer vollständigen mineralischen Nährlösung versehen waren. Die Töpfe wurden mit Glasglocken bedeckt, die mittels Röhren mit Luft, mit gewöhnlicher sowie mit solcher aus Mistbeeten versorgt wurden. Da zeigte es sich denn, daß die Salatpflanzen in den mit normaler Luft versorgten Töpfen in vierzehn Tagen noch nicht die Hälfte des Gewichtes erreichten hatten, welches die in Mistbeetluft kultivierten Pflanzen besaßen. Das Gewicht der auf letztere Art erzogenen Gewächse erhöhte sich noch um ein bedeutendes, wenn die Mistbeetluft vorher durch Schwefelsäure hindurchgegangen und dadurch von Beimengungen gereinigt war. Der Gehalt an Kohlenensäure betrug bei den Versuchen ein bis zwei Tausendstel, während die normale Luft nur ein Zweitausendstel des Gases enthält. So zeigen denn die Pflanzen ein weit besseres Gedeihen, wenn ihnen der zwei- bis vierfache Betrag des normalen Kohlenstoffgehaltes zu teil wird. In manchen Stellen soll aber die Luft unmittelbar über dem Boden ebenfalls sehr reich an Kohlenensäure sein. In früheren Erdperioden war der Gehalt der Luft an Kohlenensäure weit größer als heute, wo ein großer Teil derselben in den lösligen Ueberresten ehemaliger Pflanzen in der Erde vergraben liegt. Das üppige, gigantische Pflanzenleben jener Zeit dürfte wohl zum großen Teil auf den damaligen Kohlenstoffreichtum der Luft zurückzuführen sein. Danach wäre unsere Epoche der Vegetation viel weniger günstig. In vergangenen Erdperioden begünstigte außerdem die höhere Erdwärme den Wuchs der Pflanzen, die, vor greller Beleuchtung durch eine dunstreiche Luft geschützt, wie im Treibhause emporschossen. Aber jene Pflanzenwelt war trotz ihrer Größe monoton, die Farnbäume und Koniferen bildeten die Hauptformen. Es fehlte an Licht. Erst die klare leuchtige Sonne der Tertiärzeit schuf die Blütenpracht der Pflanzen.

In dieser Epoche war das Klima Mitteleuropas, und also auch Deutschlands, noch viel wärmer. Palmen wuchsen bei uns zu Anfang dieses Zeitraumes; später treten zahlreiche schöne Gewächse, besonders auch Gehölzpflanzen auf, von denen wir jetzt ganze Gattungen verloren haben, während sie heutigen Tages höchstens noch in Nordamerika oder Japan sich erhalten haben. Die Sumpfpfeifen (Taxodium), die Mammutbäume (Sequoia), die Magnolien, die Amberbäume sind bei uns jetzt ausgestorben. Vor kurzem ist von R. Laurent noch eine weitere Gattung, Abronia genannt, in tertiären Ablagerungen Europas aufgefunden worden, die heute nur noch in Amerika vorkommt. Diese Gattung ist also ein neues Beispiel für die große Uebereinstimmung der Pflanzenwelt Europas mit derjenigen Nordamerikas während der Tertiärzeit.

Entdeckungen wie die erwähnten des Sommerlaubfalles und der Ausnützung reichen Kohlenstoffgehaltes gehören in das jetzt immer sorgfältiger studierte Gebiet der Abhängigkeit der Pflanze von äußeren Einflüssen. Noch ist die Wissenschaft weit entfernt von dem Ziele, die Pflanze ganz aus ihrem Milieu heraus erklären zu können. Da hat zum Beispiel jüngst der japanische Forscher N. Miyake in dem Wachstum der Kuhlblume ein sehr zweedmähiges Verhalten dieser Pflanze gegen äußere Einflüsse festgestellt. Die bekannte Kuhlblume, der Löwenzahn, kommt auch in Japan, wenn auch in etwas andern Varietäten, vor. In der Entwicklung des Blütenstandes kann man bei der Pflanze drei Perioden beobachten. Zunächst wächst der Schaft bis zur Mitte der Blütezeit in etwa 7 bis 10 Tagen in die Höhe. Er hat dann das Drittel bis die Hälfte der endgültigen Länge erreicht. In der zweiten Periode, welche die letzte Hälfte der Blütezeit und das erste Stadium der Fruchtbildung umfaßt, wächst der Schaft fast gar nicht. In den 6 bis 8 Tagen dieser Periode verlängert er sich allenfalls um ein Zehntel der gesamten Länge. In der letzten Periode endlich, die 7 bis 10 Tage währt, wächst der Schaft sehr energisch in die Höhe, er erhält dann das zwei- bis dreifache der Länge, die er in der Blütezeit besaß. Die Zweedmähigkeit dieses periodischen Wachstums leuchtet ohne weiteres ein. Anfangs braucht der Schaft im Frühjahr in dem niederen Gras noch nicht bedeutend zu wachsen. Ja, es würde der Blüte sogar schädlich sein, wenn er über das Niveau der umgebenden Vegetation hinauswüchse. Wind und Regen könnten ihn in dieser Zeit leicht beschädigen. Der Schaft ist während dieser Zeit sogar noch zum größeren Schutze des Blütenkopfes gekrümmt. Später aber wird es sehr vorteilhaft sein, möglichst hoch zu wachsen, um die mit federigen Flugorganen versehenen Früchte dem Winde preiszugeben. So ist hier gerade die Zweedmähigkeit solchen periodischen Wachstums offensichtlich. Allein wie kommt dieses Wachstum zu stande? Was hält den Schaft auf während der Blütezeit, was zwingt ihn zu schnellem Wachstum nach der Blüte? Solche und ähnliche Fragen hat die Wissenschaft erst zu stellen begonnen. Die Beantwortung liegt also natürlich noch ziemlich fern. —

Kleines feuilleton.

— Ein Stück Mittelalter. Der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ wird aus Karlsruhe unterm 5. Juli geschrieben: Als letzte Ueberreste aus der Reichs- und Territorialgeschichte des Mittelalters bestehen im Großherzogtum Baden noch zwei Kondominale. Das eine befindet sich im Amtsbezirk Mosbach, wo die abgesonderte Gemarkung „Bernbrunner Höfe“ teilweise zu Baden, teilweise zu Württemberg (Oberamt Redarsulm) gehört; die zu

ben einzelnen Höfen (im ganzen sechs) gehörigen Ländereien liegen zerstreut innerhalb der Gemarkung. Schwierigkeiten rechtlicher oder materieller Natur haben sich aus diesem Kondominatsverhältnis noch nie ergeben. Anders liegt die Sache beim Kondominat Kürnbach, einer Landgemeinde bei Bretten, die teils der Staatshoheit von Baden, teils der von Heffen untersteht. Die Gesamteinwohnerzahl der Gemeinde betrug nach der letzten Volkszählung 1451, die Gesamtfläche beträgt 1286 Hektar. Eine genaue Angabe, wieviel davon auf badisches und wieviel auf hessisches Staatsgebiet entfällt, ist nicht möglich, da die Landeszugehörigkeit der Grundstücke innerhalb der Gemarkung dem Grundbesitz folgt; 84 Häuser sind badisch, 126 hessisch; an den ersteren ist der Buchstabe B, an den letzteren der Buchstabe H angebracht. Nach dem Haus, in dem der einzelne wohnt, richtet sich seine Staatszugehörigkeit; zieht er aus einem badischen Haus aus in ein hessisches, so vertauscht er samt seinen Grundstücken die badische Staatsangehörigkeit mit der hessischen. Der badische Teil der Gemeinde hat seinen Bürgermeister, ebenso auch der hessische; bei den für den badischen und hessischen Teil der Gemeinde gemeinsamen Angelegenheiten wechseln die beiden Bürgermeister alle drei Jahre im Vorzug. So lange die wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse bis Mitte des letzten Jahrhunderts noch einfache waren, verursachte dieses Kondominatsverhältnis keine Schwierigkeiten; dieselben traten erst ein, als in den letzten Jahren verschiedene neue Gesetze, von Reichs wegen und Landesgesetze, eingeführt werden sollten; speziell die Durchführung der Katastervermessung und des reichsgesetzlichen Grundbuchsrechts sowie der Steuergesetzgebung ließ sich bei dem gegenwärtigen Zustand nicht ermöglichen. Die Aufhebung des Kondominats, die erstmalig in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts angeregt worden war, erwies sich daher immer mehr als eine Pflicht gegenüber der Gemeinde Kürnbach. Nach langwierigen Verhandlungen gelang es im letzten Jahre, einen Staatsvertrag zwischen Baden und Heffen abzuschließen, wonach das Kondominatsverhältnis aufgelöst wird. Kürnbach, das ganz von badischem Gebiet umschlossen ist, fällt danach ganz unter badische Staatshoheit; als Gegenleistung erhält Heffen den ganz von hessischem Gebiet umgebenen, zur Waldgemarkung der badischen Gemeinde Schönau (bei Heidelberg) gehörigen Mittelbuchwald sowie einen Teil des großherzoglichen Domänenwaldes im Distrikt Alderstein (bei Heidesbach, A.-V. Heidelberg) und eine Geldsumme im Betrag von 150 000 M.

— „Magyaren“. Wer das ungarische Amtsblatt in die Hand nimmt, so schreibt die „Kölnische Zeitung“, findet darin gewöhnlich jeden Tag ein bis zwei Spalten, die mit ministeriellen Genehmigungen von Namensänderungen gefüllt sind. Solche Genehmigungen werden in Ungarn immer anstandslos erteilt, wenn es sich darum handelt, einen fremd klingenden Namen in einen magyarischen zu verwandeln; alle andern Namensänderungen werden in der Regel rundweg abgewiesen. Die nach Tausenden zählenden Namensmagyarisierungen haben in den letzten Jahren eine solche Verwirrung geschaffen, daß es heute schlechterdings unmöglich ist, aus dem Namen irgend welche Schlüsse auf die Nationalität zu ziehen. Dies gilt in erster Reihe von den Politikern, und selbst die ultramagyarische äußerste Linke ist voll magyarisierter Namen. So hieß der Abgeordnete Polonhi früher Polakischel, der Abgeordnete Böszö, zur Zeit wohl der übertriebenste Chauvinist im Abgeordnetenhause, Weiß; der Abgeordnete Bisontai, die juristische Autorität der Opposition, Weinberger; die Eigentümer der beiden größten ungarischen Zeitungen, Nalofi und Lögrady, Kremser bezw. Pollak. Der verstorbene Präsident der Koszutz-Partei Prányi führte den Namen Halbach, der Abgeordnete Morzjány hieß Brezlikisch, der Abgeordnete Seltai hieß Hoyer, der Abgeordnete Domherr Komlósh hieß Kleinkind, der Präsident der Agron-Partei, Sziberlanti, hieß Schönngel, der Abgeordnete Endrei hieß Engel, der Abgeordnete Gajári Weißeheim, der Abgeordnete Mezei Grünfeld, der verstorbene Csátar, einer der größten Schreiber der äußersten Linken, hieß Löffelholer, der Obergespan Fenyvesi hieß Schmirkoozky, der gewesene Ackerbauminister Darányi hieß Griestorn. Nicht besser verhält es sich mit den Namen der Künstler und Schriftsteller. Der Maler Munkácsy hieß ursprünglich Lieb, der Maler Philipp László Laub, die Malerin Wilma Parlaghy Brachfeld, der Maler Festh Kehrenbed, der Bildhauer Mátrai Mublerlat, der Bildhauer Jala Mayer, der Komponist Mosonji Brand, der Klavierkünstler Polonhi Polakischel, der Komponist Kónti Kohn, der Violinkünstler Remónhi Hoffmann, der Architekt Alpar Schöcke. Unter den Schauspielern wurde aus einem Fräulein Jaitels ein Fräulein Fáy, aus einer Frau Schweizer eine Frau-Helveh, aus einem Navratil ein Rabah, aus einem Reithausen ein Ughazi und so weiter in endloser Reihenfolge, kann man doch die wirklich magyarischen Bühnenkünstler an den zehn Fingern abzählen. Was die Gelehrten betrifft, so hieß der ehemalige Erzieher des Kronprinzen Rudolf, Bischof Rónag, früher Leininger, der Arzt Professor Korányi Kornfeld, der Historiker Kónyi Kohn, der Professor der Medizin Köthly Kettl, der Statistiker Körösi Hajduschka, der Professor der Chirurgie Pédegy Katiska, der Orientalist Vamböck Vamberger, der Sprachforscher Gjunnyi Färber, der Geschichtsforscher Marczali Morgenstern usw. Ja, selbst die zwei Gastwirte, die in Pest die beste „echt magyarische“ Küche führen sollen, sind deutschen Ursprungs, denn der bekannte Restaurateur Szitzay hieß Preindl, der alte

Karitas aber hieß King. Nach alledem wird es nicht weiter auf-
fallen, daß der Erfinder der ungarischen Tortenspecialität, Dobosz,
ursprünglich Duntaszák, der Erzeuger des besten ungarischen
Champagners, Törley, aber Schmierl hieß. —

k. Furchtbare Szenen vom Untergange der „Norge“ schildern die
Ueberlebenden der Katastrophe nach jetzt vorliegenden ausführlichen
Berichten. Nur der Lichtblick bleibt in diesen Schreckensbildern, daß
auch viele Züge von heldenmüthiger Selbstaufopferung erzählt werden.
Als das Boot mit den Geretteten von Grimsby herabgelassen wurde,
war nur noch ein Platz in dem Rettungsboot. Die „Norge“ sank
schnell, ihr Dasein zählte nur noch nach Sekunden. Ein siebzehn-
jähriger Knabe schwang sich als letzter in das Boot. „Wo ist meine
Schwester?“ fragte er. Niemand hatte sie gesehen. Da sprang er
auf das sinkende Schiff und er fand seine Schwester in
der Nähe der Reling knieend beten. Sanft hob er sie
auf, küßte sie und hob sie in das Rettungsboot, wo er sie auf
seinen Platz setzte. Zuletzt sah man den Knaben mit blohem Haupte
auf dem Schiffe stehen, die Augen auf das Boot gerichtet, das seine
Schwester in Sicherheit bringen sollte. „Als ich wieder hinsah“,
fügte das Mädchen hinzu, das die That ihres Bruders selbst erzählte,
„war das Schiff gesunken“. Als ein echter Held benahm sich auch
der zweite Maat der „Norge“. Er befand sich in dem Rettungsboot,
das mit Menschen so schwer beladen war, daß es zu sinken drohte.
Der Maat stand in der Nähe der Ruderpinne und beobachtete ruhig
die Lage. Mitleidig sah er auf die Frauen und Kinder; jeden Augen-
blick drohten die Wellen, das schwere Boot zu überschwemmen. „Ich
kann nicht sehen, wie Frauen und Kinder ertrinken. Ich gehe. Lebt wohl,
Freunde,“ und damit sprang er über Bord. Ein glänzendes Zeugnis
stellen die Ueberlebenden überhaupt dem Heldennut der Mannschaft
aus. Als das Schiff die letzte plötzliche Bewegung in die Tiefe
machte, standen die Männer auf Deck, die Arme übereinandergelegt,
das Haupt entblößt, feste Entschlossenheit im Gesicht. Auf der Brücke
stand Kapitän Gundel, der dann wie durch ein Wunder gerettet wurde.
Nicht einen Moment war er von seinem Posten gewichen, obwohl Leute
von der Besatzung, deren Kommando er die Rettungsboote anvertraute,
ihn gebeten hatten, einen ihrer Plätze einzunehmen. „Wir mußten
unsern Weg durch eine Allee ertrinkender Männer, Frauen und Kinder
nehmen,“ erzählte ein Ueberlebender. „Sie klammerten sich an das Deck
und an die Ruder, aber wir mußten sie abwehren. Wir mußten
taub bleiben gegen die Bitten der Frauen und die Flüche der
Männer, denn das Boot war für zwanzig Personen gebaut und trug
bereits siebenundzwanzig. Selbst nur ein Kind mehr wäre unser
alter Tod gewesen.“ „Wenn unser Boot groß genug gewesen wäre,
hätten wir über hundert Personen retten können,“ erzählt ein
anderer Ueberlebender, „aber unsere Lage war sehr ernst. Wir fanden
kein Wasser zum Trinken und nur wenige Biscuits zum Essen. Das
Boot hatte ein Segel, aber keinen Mast und nur zwei Ruder, aber
wegen der Ueberfüllung konnten sie nicht gut gebraucht
werden, und niemand wußte, wie lange wir ziellos auf
hohem Meere dahintreiben würden. Den Biscuit wagte
man deshalb nicht anzureißen, zumal da man wußte, daß er den
Durst nur vergrößern würde. Ein alter Mann Namens Johansen
aus Tromsø saß tief gebeugt vom Kummer in einer Ecke des
Bootes; er hatte seine Frau und fünf Kinder verloren. Um Plätze
für sie im Boot zu suchen, hatte er sie auf die Luke gesetzt und als
er zurückkam, um sie zu holen, waren sie verschwunden. Sturzseen
festen ständig über das offene Boot und die Gesellschaft hatte zum
Ausköcheln des Wassers nur eine alte Kanne und die Stiefel. Die
meisten hatten zum Schutz gegen die Elemente nur ihre Nachtkleider.
Sie waren in 24 Stunden nur zehn Meilen getrieben, als Kapitän
Miles von der „Salvia“ die Signale bemerkte. Als er die Leute
sah, saßen sie bis zur Taille im Wasser. Rundherum schwammen
Hunderte von Leichen, meistens Frauen und Kinder, so daß der
Kapitän sich wie erlöst fühlte, als er von dem schrecklichen Anblick
wieder fortkam. —

Technisches.

on. Die größte Lokomotive der Welt hat kürzlich die
Werksstätten von Schenectady (Staat New York) verlassen und ist in
den Besitz der Baltimore—Ohio-Eisenbahn übergegangen. Gegen-
wärtig paradiert sie als Sehenswürdigkeit auf der Weltausstellung
in St. Louis. Die Verhältnisse dieser Maschine sind sowohl nach
den Ausmaßen wie nach dem Gewicht ganz ungewöhnliche. Sie ist
für schwere Güterzüge bestimmt und wiegt ohne den Tender bei sonst
vollständiger Beladung 151.500 Kilogramm. Da sie auf sechs Achsen
ruht, so hat jede von diesen ein Gewicht von 25.250 Kilogramm
zu tragen. Der volle Tender wiegt für sich noch weitere
64.800 Kilogramm, so daß sich für die ganze Maschine rund
216.000 Kilogramm ergeben. Der merkwürdigste Teil dieser Riesen-
lokomotive ist der Kessel, der bei einer Länge von fast 12 Metern in
seinem zylindrischen Teil den bisher noch niemals erreichten Durch-
messer von 2,20 Metern besitzt und aus Stahlplatten in einer Dicke
von 2 1/2 Centimetern besteht. Im Innern enthält er 436 Röhren
von etwa 6 1/2 Meter Länge und 5,7 Centimeter Durchmesser. Der
Kessel hat eine Fläche von 6,7 Quadratmetern, während die gesamte
Heizfläche die ungeheure Ausdehnung von 520 Quadratmetern um-
faßt. Der Kessel wiegt leer 53.000 Kilogramm und faßt 15 Kubik-
meter Wasser. Auch der Rahmen, der den Oberbau dieser Maschine
zu tragen hat, muß selbstverständlich von außerordentlicher Be-
stehenheit sein. Die sechs Achsen sind in zwei Gruppen von

je drei angeordnet, die sich in einem Abstand von über
9 Metern befinden. Die beiden Achsengruppen sind nicht
durch mechanische Glieder mit einander verbunden, sondern
nur durch die Wirkung der Dampfkraft. Die hintere Gruppe
trägt zwei Hochdruckzylinder, von denen der Dampf nach den
Niederdruckzylindern der vorderen Achsengruppe durch ein biege-
festes Rohr hineingeleitet wird. Infolge der großen Länge der Maschine hat
besondere Rücksicht darauf genommen werden müssen, daß sie den
Kurven des Schienenweges folgen kann. Daher besteht der
Unterbau nicht aus einem starren Rahmen, sondern ist in der
Mitte durch ein senkrechtcs Charniergelenk geteilt. Die Räder
haben einen Durchmesser von fast 1/2 Meter. Der Druck
im Innern des Kessels beläuft sich auf 10 1/2 Kilogramm
für das Quadratcentimeter der Fläche, und zum Antrieb ist ein
Gesamtdruck von wenigstens 30.000 Kilogramm nötig. Die schwersten
Maschinen desselben Systems mit sechs Achsen in Europa befinden
sich im Besitz einer spanischen Eisenbahngesellschaft, wiegen aber nur
108.000 Kilogramm und haben überhaupt keinen Tender. Auch die
große sibirische Eisenbahn benutzt ähnliche Maschinen, aber von sehr
viel geringerem Gewicht. Der Unterbau der Transsibirischen Eisen-
bahn ist ziemlich schwach und gestattet nur eine Beladung von
höchstens 14.000 Kilogramm auf die Achse. Dementsprechend wiegen
die dortigen Lokomotiven auch nur 84.000 Kilogramm, wozu ein
Tender im Gewicht von 51.000 Kilogramm hinzukommt. —

Humoristisches.

— Unüberlegt. Die verwitwete Frau Professor Koller
war eine gute, liebe Frau, aber wie ihr Seliger litt sie an einer
von Jahr zu Jahr sich steigenden Zerstretheit. Eines Tages be-
sah sie Besuch von einem jungen Verwandten, der eben seinen
Doktor gemacht und nun eine „Vetternreise“ unter-
nahm. Gastfrei lud sie ihn zum Uebernachten ein und
bereitete ihm im Wohnzimmer ein Lager, da sie kein Fremden-
zimmer besaß. Es war schon bald Winternacht, alles hatte sich zur
Ruhe begeben, der Doktor lag, noch ein bißchen lesend, im Bett, da
rief ihm plötzlich seine Tante aus der Nebenstube zu: „Anton, mach
doch einmal das Licht in Deinem Zimmer einen Moment aus. Ich
muß mir noch etwas aus dem Wohnzimmer holen.“ Gehorjam löschte
Anton sein Licht aus. Die Thür öffnete sich, und herein trat die
Tante, im tiefsten Negligé, — — die brennende Lampe in der
Hand. —
(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die einaktige Satire „Harmonie“ und das einaktige
Verspiel „Der Prügelnunge“ von Hans I'Arronge
sind für das Lustspiel-Haus zur Aufführung angenommen
worden. —
— Auf der Düsseldorfer Kunstausstellung sind bis
zum 6. Juli für 200.000 M. Gemälde und Plastiken verkauft
worden. —
— Die chemische Untersuchung der aus nebliger Stadt-
luft stammenden festen Niederschläge zeigte, daß diese zu
39 Proz. aus Kohlenstoff, 12 1/2 Proz. aus Kohlenhydraten, aus
4 Proz. Schwefelsäure, 1,4 Proz. Salzsäure, 2,6 Proz. metallischem
Eisen, 2 Proz. organischer Materie und 31 Proz. mineralischer
Stoffe, wie Kieselsäure, Kochsalz usw., bestanden. Am bedeutendsten
ist der Gehalt der Luft an organischen Substanzen und pathogenen
Bakterien in dicht bevölkerten Vierteln der Städte. —
— Eine merkwürdige Selbstmordanzüge brachte
jüngst ein amerikanisches Blatt: „Her Mofart“, so hieß es dort,
„ein angesehenener Bürger aus dem Staate Ohio, machte dieser Tage
den Versuch, eine Kugel aus seinem Revolver zu entfernen. Es
gelang ihm. Er war 62 Jahre alt! —

Büchereinkauf.

— Emil Bergmann: „Namenlos!“ Gedichte. Dresden.
E. Pierjon. —
— Senna Hoy: „Goldene Käthe.“ Novelle. Berlin und
Steglitz. Hans Priebe u. Co. Nr. 2 M. —
— Julius Stettenheim: „Die Wallmutter und
andre Typen der Gesellschaft.“ Skizzen. Berlin. F. Fontane u. Co.
Preis 2 M. —
— Julius Karl Fischer: „Kerbös.“ Roman. Berlin.
Karl Freund. —
— Emmi Clert: „Funken unter der Asche.“ Roman.
Berlin. F. Fontane u. Co. Preis 3 M. —
— Hans Hauptmann: „Wie seine Hoheit ver-
pöbelte.“ Roman. Braunschweig. Richard Sattler. Preis 3 M. —
— S. Lublinski: „Die Bilanz der Moderne.“
Berlin. Siegfried Cronbach. —
— Ernst Walter: „Am Webstuhl der Geschichte.“
Eine kulturhistorische Episode aus dem 19. Jahrhundert. Dresden.
E. Pierjons Verlag. —
— Hillgers illustrierte Volksbücherei. Heft 1—6.
Berlin, Leipzig, Eisenach. Hermann Hillger. Preis pro Heft
30 Pf. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am
Sonntag, den 10. Juli.